



**CANNABIS** 11% der 15-Jährigen kiffen regelmäßig, 23% haben bereits Erfahrungen mit der Droge gesammelt.

MARTIN JEHNICHEN

# Ein Joint für die große Pause

Eine neue Drogenwelle bedroht die deutschen Schulen: Immer mehr Jugendliche und sogar Kinder rauchen Cannabis – bis zum Totalabsturz. Seit hochgezüchtetes Power-Kraut geraucht wird, steigt die Zahl von Schwerstabhängigen mit lebenslangen Psychoschäden.

**L**ange hatte der blond gelockte Ober- schüler aus Böblingen gar nicht be- griffen, was mit ihm los ist. Na ja, er kiffe, schilderte der 18-Jährige seinem ehe- maligen Lehrer Andreas Wiest, dem er ver- traut und den er um Hilfe bat, aber das sei „ja nicht so schlimm“. Nur sei er morgens zu lasch, um aus dem Bett zu kommen, also gehe er oft gar nicht erst zur Schule. Die Noten seien total im Keller.

Dem Jungen, fürchten die, die ihm hel- fen wollen, ist womöglich gar nicht mehr zu helfen. Erst 18 – und fast schon ohne Chan- ce im Leben. So sehen neue Drogenkar- rieren in Deutschland aus.

Bastian\* war zwölf, da drückte ihm in der Raucherecke auf dem Schulhof einer

der Großen den ersten Joint in die Hand. Am Anfang war es nur schön, das Gelb der Blumen war gelber als sonst, und er genoss die Energie, die er fühlte. Erst wurde Mari- huana fester Bestandteil des Alltags, ir- gendwann wurde es der Alltag. Heute raucht Bastian den ersten Joint nach dem Aufstehen. Einen Entzug hat er hinter sich. Zwei Wochen Entgiftung, und als das vor- bei war, hat er gleich wieder gekiffit. Alles für die Katz.

Eigentlich will er studieren, irgendwas mit Wirtschaft. Und dann armen Ländern helfen. Aber er liegt auf dem Bett, tagaus, tagein, den Schulabschluss hat er aufge- schoben. „Ich komme nicht hoch, und die- se Antriebslosigkeit hasse ich an mir. Ich verabscheue mich, sonst würde ich nicht kiffen.“ Also raucht er weiter.

Die Eltern, Aufsteiger voller guter Vor- sätze – drei Kinder, drei Autos, teure Rei- sen – sind ratlos. Die Mutter, Hausfrau mit Universitätsabschluss, grübelt darüber, was sie hätte tun können, damit „die Kinder selbständiger geworden wären“. Der Vater ist verzweifelt: „Bei dem Kind brennen die Sicherungen durch, und wir können es nicht aufhalten.“

Entsetzt beobachten Eltern und Thera- peuten ganz neue Suchtkarrieren von Ju- gendlichen, die immer früher einsteigen und sich mit Haschisch und Marihuana jah- relang zudröhnen, bis nichts mehr geht. Erst ist es Spaß, dann muss es regelmäßig ein Joint vor der ersten Schulstunde sein. Schließlich ziehen die jungen Abhängigen nach jedem Pausenklingeln an der Hasch- pfeife, um die nächste Unterrichtseinheit

\* Namen geändert.



**ALKOHOL** 50% der 14-Jährigen hatten bereits einen Alkoholrausch. Alcopops sind zur Modedroge bei Schülern geworden.

YAVUZ SAKSLAN / DAS FOTARCHIV



**TABAK** Rund 27% der 15-jährigen Deutschen rauchen täglich. In keinem Land Europas wird diese Quote übertroffen.

HERRY SACHS / VERSION

zu überstehen. Als Suchtexperten in diesem Frühjahr Hamburger Schüler ab 14 Jahren befragten, gaben 13,4 Prozent an, auf Klassenfahrten gekifft zu haben. Knapp 7 Prozent benebelten sich vor dem Unterricht oder in der Pause.

„In den siebten und achten Klassen ist das zurzeit wie eine Seuche, die um sich greift“, klagt der Pädagoge Thomas Isensee, 61, von der Martin-Buber-Gesamtschule in Berlin-Spandau. „Da ist man als Lehrer platt, wenn man feststellt: Es ist ein Massenphänomen.“

Die neue Klientel – Dauerkiffer, die mit 12, 13 Jahren angefangen haben und mit 17 schon tief unten angekommen sind – beschäftigt jetzt die Psychiater und Therapeuten von Schleswig bis Tübingen. Rund 15 000 Kiffer wenden sich heute jährlich an Drogenberatungsstellen, fünfmal so viele wie noch vor zehn Jahren. Diese Welle zwingt zur Korrektur etlicher Irrtümer in Sachen Drogensucht.

Der größte: Cannabis, die angeblich so harmlose Modedroge dieses Jahrzehnts, ist weitaus gefährlicher als noch zu seligen Hippie-Zeiten – sie ist heute etwa fünfmal so wirksam. Das hochpotente Kraut, geraucht als Mari-

huana aus den Blütenständen oder als Haschisch aus dem Harz der Hanfpflanze, kann krank machen und im schlimmsten Fall Karriere und Leben zerstören.

Der wichtigste: Gehascht wird nicht nur in Privatcliquen, bei Partys oder in Discos. Tatort ist immer häufiger der Schulhof. In den Raucherecken wird die Zigarette erstmals mit dem Joint getauscht, hier wird die Grenze zwischen den Cliquen der coolen Kiffer und der vermeintlich langweiligen Abstinenzler gezogen, hier entscheidet sich, wer in ist, und wer drau-



Schulzentrum in Böblingen: Joints in der Raucherecke

MARTIN STÖRZ / GRAFFITI

ßen bleiben muss. Der Gruppendruck ist immens.

Auf dem Schulhof wird auch besprochen, wer wo Drogen kauft. Mitschüler bringen Rationen für ihre Freunde mit und verkaufen sie auf dem Schulgelände – zu taschengeldkompatiblen Preisen. Selbst in der tiefsten Provinz gibt es keine drogenfreien Schulhöfe mehr.

Das alte Bild von Christiane F. als Prototyp der jugendlichen Rauschgiftsüchtigen stimmt nicht mehr. Die Heroin spritzende „Babynutte“ aus „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ prägt jedoch bis heute das Klischee von Abhängigen. Unter Drogensüchtigen stellen sich die meisten Deutschen Kind-Greise vor, die sich am Bahnhof für den nächsten Schuss prostituieren. Deren Zahl ist inzwischen deutlich gesunken.

Der vermeintliche Rückgang der Drogensucht ist aber eher ein Rückzug ins Private. Die neuen jungen Süchtigen vegetieren in ihren Zimmern dahin oder hinter den geschlossenen Türen der Psychiatrien. Immer mehr Jugendliche, so warnt die Drogenbeauftragte der Bundesregierung, Marion Caspers-Merk, werfen alles ein, was kommt: Ecstasy, Amphetamine, psychoaktive Pilze, darauf noch Alkohol und zu allem den Joint. Wer Pech hat, den quälen nach solchen Exzessen oder auch nur dem häufigen Inhalieren von Cannabis-Rauch Wahnvorstellungen: Auf einmal krabbeln Spinnen im Kopf herum, schneidende Stimmen erteilen absurde Befehle. Dann geht es in die Jugendpsychiatrie, geschlossene Abteilung – oft für mehrere Monate.

Wissenschaftler hegen den Verdacht, dass die Droge, die landläufig als harmloses Naturprodukt gilt, in seltenen Fällen sogar Schizophrenien auslösen kann.

Die Cannabis-Opfer sind Opfer eines Irrtums der Gesellschaft geworden: Unverdrossen wird, etwa von der einstigen Grünen-Chefin Petra Roth, für die Legalisierung der Droge getrommelt, manche Eltern erinnern sich bei süßlichem Geruch im Kinderzimmer versonnen an ihren eigenen ersten Joint, damals, '68, und die Sprösslinge versichern treuerzig: „Alkohol ist viel gefährlicher.“

Tatsächlich sind auch die Probleme mit legalen Drogen massiv gewachsen: Immer mehr Jugendliche trinken sich jedes Wochenende ins Koma. Nach einer Studie der Gmünder Ersatzkasse wurden im vergangenen Jahr rund 10 000 Jugendliche meist nach Trinkgelegen in Kliniken behandelt – mehr als doppelt so viele wie noch vor zehn Jahren.

So bescherte eine Party von 500 Abiturienten von fünf Gymnasien im nordrhein-westfälischen Düren auch dem örtlichen Malteser Hilfsdienst einen unvergesslichen Abend: „Wir waren zwar mit einem Krankenwagen und einem

Rettungswagen im Dauereinsatz“, berichtet Bezirksgeschäftsführer Bernhard Stein, „aber das reichte leider nicht.“

In Deutschland, warnt Martin Jung, einer der Chefärzte der Schleswiger Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, werde zu oft toleriert, dass Kinder Drogen nehmen. „Wir als Gesellschaft drücken uns um einen klaren Standpunkt. Dürfen Kinder kiffen oder sich betrinken? Und ab wann müssen sie selbst wissen, was sie tun?“

Hätte Samantha, Grundschülerin aus einem kleinen Dorf in der Nähe der dänischen Grenze, selbst wissen müssen, was sie tat? Als sie mit neun den ersten Wodka kippte? Und mit elf täglich kiffte? „Im Ort war es ganz leicht, an Stoff zu kommen, schließlich kennt man sich ja“, sagt sie. Als das Taschengeld nicht reichte, raubte sie Schulkameraden Handys und Anoraks. Auf dem Schulhof verkaufte sie Cannabis an Gleichaltrige. Die Eltern: mit sich beschäftigt, weil der Vater nach einem Unfall im Rollstuhl saß. Die Schulkonferenz: tagte ohne Ergebnis.

Irgendwann probierte Samantha Ecstasy, dann Kokain. Aufgegriffen wurde sie erst, als sie sich Männern anbot, bei den „Ladies Nights“ in Flensburger Discotheken, wenn Frauen freien Eintritt haben. In der Hamburger Suchtklinik „Come in“ ist das 15-jährige Mädchen nun zum ersten Mal seit fünf Jahren clean.

Claas, 19, ist dagegen erst mit 16 eingestiegen, spät eigentlich. Der hyperaktive Schüler war ein Außenseiter. Bekannte hätten ihm, sagt Claas, dann zugerant, dass „Kiffen voll beruhigt“. Bald rauchte Claas bis zu sechs Gramm am Tag. Auf dem Weg zum Bus den ersten Joint, im Bus baute er den nächsten. An viel mehr kann er sich nach drei Jahren im Dauersmog nicht erinnern. Seit drei Monaten trainiert er in der Suchtklinik für Jugendliche im niedersächsischen Ahlhorn für ein neues Leben.

Solange aber noch alles halbwegs gut geht, gelten die Kiffer etwas in der Rangordnung auf dem Schulhof. „Erfahrungen mit Drogen“, sagt Sozialarbeiterin Barbara K., die an einer Hauptschule im Osten Berlins arbeitet, „gehören hier einfach zum guten Ton.“ Meist dauere es „nicht länger als ein halbes Jahr“, bis die Schüler gemerkt hätten, dass es „überhaupt kein Pro-



Bongs in einem Leipziger Head Shop: Frei verkäufliches Suchtsortiment

MARTIN JEHRICHEN

blem ist, das in der Schule zu bekommen“. Sie schätzt den Anteil der Cannabis-Raucher unter den Schülern auf mindestens die Hälfte.

Olli, 16, aus Leipzig zog schon als Viertklässler in der Grundschule an seinem ersten Joint. Ein Mitschüler hatte die Tüte mitgebracht. Drei Jahre später, auf dem Gymnasium, rauchte er schon regelmäßig: Er traf sich mit seinen Kumpels kurz vor acht am Schulhof für den ersten Joint. Den nächsten gab es dann in der großen Pause, in der Raucherecke.

„Erfahrungen mit Drogen gehören zum guten Ton. Das merken die Schüler schnell.“

„Heutzutage ist das normal“, sagt er, mindestens ein Drittel seiner Mitschüler habe regelmäßig gekiffte. „Das war meine Clique, das waren die coolen Leute.“ Die Lehrer? Hätten nichts gemerkt, sagt Olli, der es nur bis zur neunten Klasse brachte.

Der 20-jährige Abiturient Sebastian, der in der Nähe der holländischen Grenze zur Schule gegangen ist, erinnert sich anerkennend an die beiden Mitschüler, die es geschafft hatten, innerhalb von nur zwei Freistunden über die Grenze zu fahren, sich dort Haschisch zu besorgen und anschließend völlig breit wieder im Unterricht zu erscheinen. „Das fanden alle cool.“

Eine 16-jährige Gymnasiastin aus Berlin-Lichtenberg sagt, natürlich wüssten die Klassenkameraden genau, wer auch in der

Schule zum Joint greife: „Man sieht doch, dass die benebelt sind. Die kichern dann rum und brauchen lange, um was zu kapiieren.“

Was die vier Elftklässler in Jeans und T-Shirts vorhaben, die in der großen Pause vom Schulhof der Berliner Georg-Christoph-Lichtenberg-Oberschule tiggern, ist ebenfalls jedem klar: Schnell verschwinden sie Richtung Spielplatz. Mit ein paar professionellen Handgriffen setzt einer die Bong aus blauem Acryl zusammen. Die Jungs heizen reihum mit dem Feuerzeug die Wasserpfeife, nehmen einen tiefen Zug und halten die Luft an, solange es geht. In den Freistunden seien sie hier manchmal zu zehnt, sagt einer. Es ist 9.59 Uhr, als die Pfeife wieder im Rucksack verschwindet. In einer Minute fängt die Deutschstunde an.

Vor solchen Zuständen verschließen Schulleiter gern die Augen. Vor wenigen Wochen forderte der bayerische Landtagsvizepräsident Peter Paul Gantzer (SPD) sogar

Kultusministerin Monika Hohlmeier auf zu intervenieren. Bayerische Schulleiter, so Gantzer, weigerten sich, bei der Drogenaufklärung mit der Polizei zusammenzuarbeiten, wohl weil sie um den Ruf ihrer Schulen fürchteten. Und als der Drogenarzt Alexander Diehl, zuständig für eine Spezialambulanz am Mannheimer Institut für Seelische Gesundheit, in Schulen vor Partydrogen warnen wollte, musste er „regelmäßig Klinken putzen“. Kein Schulleiter habe mit einer Präventivveranstaltung „in der Zeitung stehen“ wollen.

Was ans Licht kommt, wenn jemand mal wirklich hinschaut, erfuhr Dieter Eberhard, Schulleiter der Kepler-Hauptschule in Freudenstadt, in der Provinz im Schwarzwald. Fünftklässler hatten im Herbst 2001 beobachtet, wie ein 14-Jähriger auf dem Klo Marihuana an einen Mitschüler verkaufte. Sie meldeten das dem Schulleiter, und der rief die Polizei. Die Beamten fanden in der Unterhose des Jungdealers sieben Gramm – und zu Hause in dessen Kinderzimmer noch mehr als ein halbes Kilo. Der Junge gestand und nannte Namen: Binnen Wochen ermittelte die Polizei gegen 217 Verdächtige. Viele von ihnen waren Schüler, fast alle Lehranstalten des Kreises waren betroffen. Etwa ein Drittel der Schüler, fanden die Ermittler heraus, dealte – um den eigenen Konsum zu finanzieren.

Der Schulhof ist damit zu einer Art Binnenmarkt für das Geschäft mit der Droge

geworden. „Das Bild des bösen Dealers, der sich im Umfeld der Schulen herumtreibt und Kinder anfixt, stimmt nicht“, sagt Kriminaloberrat Torsten Wittke, Leiter des Rauschgiftdezernats am Polizeipräsidium München.

Die geschlossene Kiffergesellschaft vom Schulhof garantiert marktgerechte, der Kaufkraft der Kunden angepasste Preise. Ein Gramm Gras kostet etwa sechs Euro, eine Tablette Ecstasy fünf Euro.

Direkt vor dem Schulgelände habe sie von Mitschülern schon oft Drogen angeboten bekommen, erzählt eine 14-Jährige aus der achten Klasse der Realschule Unterpfaffenhofen, einer ganz normalen Schule am westlichen Stadtrand von München. Natürlich Hasch, fertige Joints und sogar Koks. Die Dauerkiffer würden sich ihre Rationen am Münchner Ostbahnhof besorgen, und was übrig bleibe, schon mal weitergeben. Ein Mädchen aus ihrer Klasse komme fast jeden Tag bekifft in die Schule. „Sie sagt, sie braucht das.“

„Man ist für diese Problemlage nicht gerüstet“, klagt Gesamtschullehrer Isensee, der sich redlich abmüht, mit seinen Schülern im Gespräch zu bleiben. „Aber wie soll man das machen in einer achten Klasse? Der eine raucht, der andere säuft, der nächste randaliert, und der vierte kiff



**Grüne Roth:** Unverdrossen für Legalisierung

nun auch noch. Wie viele Elterngespräche wollen Sie führen?“

Und überhaupt, die Eltern. Isensee hat an seiner Schule schon so ziemlich alles erlebt: Väter, die, auf den Drogenkonsum der Söhne angesprochen, Verleumdungsanzeige stellten. Einer, selbst Kiffer, hatte dem Sohn die Joints eigenhändig gedreht. Andere versuchten, die Sucht aus ihren Kindern herauszuprügeln.

In jedem Fall bringt es dem Lehrer Ärger, den Verdacht auf Drogen auszusprechen: mit der Schulleitung, dem Schüler, den El-

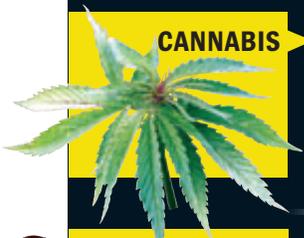
tern. „Die Lehrer brauchen klare Handlungsanweisungen“, betont Thomas Bader, Geschäftsführer der Drogenhilfe Tübingen. Weil sie die nicht hätten, würden viele lieber schweigen und die zugeröhrnten Kinder an die nächste Instanz entsorgen.

So ist es Thomas S. aus Berlin ergangen. Der schlaksige Junge mit Baggy pants und Schirmmütze ist 16, er hat keinen Abschluss, keine Perspektive. Als er aufs Gymnasium kam, nahm er bald Speed, kokste, aß Psychopilze, alles vor seinem 14. Geburtstag. Vor allem aber kiffte er. Wenn er nachmittags Schulaufgaben machen sollte, rauchte er stattdessen eine Tüte und verschob alles Weitere auf den Abend. „Abends war ich dann aber auch fett und hab’s ab morgen verschoben. Und das ist klar: Wenn man nicht lernt, kommen schlechte Noten dabei raus.“ Ein Gespräch mit den Eltern? „Gab es nicht“, sagt Thomas. „Nur halt blaue Briefe.“ Zweimal wiederholte er eine Klasse, dann flog er von der Schule.

In der Realschule schwänzte er den Unterricht immer häufiger. Einmal informier-

## Rauchen, Schnupfen, Schlucken

### CANNABIS



#### EINNAHME/PREIS\*

Die getrockneten Blütenstände (Marihuana) oder das Harz (Haschisch) werden – vermengt mit Tabak – geraucht  
1 Gramm / ca. 6 €

#### WIRKSTOFF/WIRKUNG

**Tetrahydrocannabinol (THC)**  
Verändertes Körpergefühl und Wahrnehmung bis hin zu Halluzinationen, Entspannung und euphorische Grundstimmung

#### GEFÄHRDUNG

- ▶ Störung des Kurzzeitgedächtnisses
- ▶ erhöhtes Krebsrisiko, chronische Bronchitis
- ▶ verstärkt Psychosen oder löst sie aus
- ▶ Testosteronspiegel-Senkung bei Männern, Schädigung von Spermien
- ▶ Langzeitfolgen unbekannt

### MAGIC MUSHROOMS



Verzehr der getrockneten Pilze  
50 Gramm / ca. 10 €

**Psilocybin**  
Erst Schläfrigkeit, dann Antriebsvermehrung mit Euphorie, Halluzinationen und Farbvisionen, traumloser Schlaf

- ▶ Horrorvisionen
- ▶ regelmäßiger Konsum führt zu physischer Abhängigkeit

### ECSTASY



Wird als Tablette eingenommen  
1 Tablette / ca. 5 €

**Methylen-dioxy-meth-amphetamin (MDMA)**  
Anregend bis stimulierend. Übelkeit, starkes Schwitzen, Kopfschmerzen, Herzklopfen. Bei hohen Dosen Halluzinationen

- ▶ Depressionen, Angstzustände
- ▶ Muskelkrämpfe
- ▶ Gefahr der Hyperthermie
- ▶ Hirnblutungen
- ▶ neurotoxische Spätschäden

### KOKAIN



Wird geschnupft, geraucht oder intravenös gespritzt  
1 Gramm / ca. 60 €

**Kokain oder Kokain-HCl (Crack)**  
Euphorie, starke Aktivität, Omnipotenzphantasien, Rededrang, Aggressivität, Wahnvorstellungen, Todesangst. Danach Kopfschmerzen, Erbrechen, Müdigkeit und Schlafunfähigkeit

- ▶ Halluzinationen
- ▶ Krämpfe, Herzrhythmusstörungen
- ▶ Intoxikationspsychose
- ▶ Paranoia
- ▶ physische Abhängigkeit
- ▶ Todesfälle

\*ungefährer Preis (von Ort zu Ort variabel)

# Grenzenloser Rausch

Erfahrungen in anderen Ländern zeigen: Der Drogenkonsum wächst – die Politik ist weitgehend hilflos.

Die Zahlen, die Georges Estievenart, der Direktor der Europäischen Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht, im vergangenen Oktober vorlegte, waren dramatisch: 89 Prozent der 15-jährigen Dänen waren schon einmal betrunken, ebenso drei Viertel aller jungen Finnen und Briten. Nicht besser ist die Lage bei illegalen Drogen. 55 Prozent der Schüler in der EU sagten laut einer Umfrage, es sei kein Problem, sich in der Nähe ihrer Schule Hasch oder Marihuana zu besorgen. Fast jedem Zweiten ist schon mal Rauschgift angeboten worden.

Estievenarts Fazit kam einem Offenbarungseid gleich: Noch nie nahmen junge Menschen in der EU so viele Drogen. Dabei hatten sich die Länder der Union bereits im Jahr 2000 auf einen „Aktionsplan“ geeinigt, mit dem sie in fünf Jahren den Konsum der unter 18-Jährigen deutlich senken wollten.

Offensichtlich ist die Drogenpolitik im Europa der offenen Grenzen aber am Ende, ehe sie richtig begonnen hat.

Erfahrungen in der Schweiz, den Niederlanden und Schweden zeigen, dass der Drogenkonsum der Schüler vor allem vom gesellschaftlichen Klima abhängt.

Die Schweizer Drogenpolitik etwa gilt als erfolgreich, pragmatisch und gutes Vorbild. Auch in Deutschland wurde das Schweizer „Vier-Säulen-Modell“ – Prävention, Therapie, Schadensminderung und Repression – inzwischen zum Standard. Dennoch wird es wohl nicht mehr lange dauern, bis die Kiffer auf den eidgenössischen Schulhöfen in der Mehrzahl sind. 49,1 Prozent der 15-jährigen Jungen haben nach einer aktuellen Untersuchung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) bereits Erfahrungen mit Cannabis – das ist Rekord unter allen 33 untersuchten Ländern.

Und für Insider auch keine Überraschung mehr: Das Land ist inzwischen gespalten in Gegner und Befürworter einer Freigabe des Cannabis-Konsums. Ende der neunziger Jahre waren in vielen Städten „Duftsäckli“ – Beutel ge-

füllt mit Marihuana – Verkaufsschlager in den legalen Hanfläden.

Inzwischen erfolgte vielerorts eine Kehrtwende. Der Tessiner Staatsanwalt Antonio Perugini ließ im vergangenen Jahr 150 000 Hanfpflanzen beschlagnahmen. Die meisten der einst rund 300 Hanfläden mussten schließen.

In den Niederlanden wird seit Jahrzehnten die Drogenpolitik von der Furcht bestimmt, Verbote könnten den Konsum sogar beflügeln, weil sie Drogen für Jugendliche interessanter erscheinen ließen. Seit die Regierung in den siebziger Jahren den Cannabis-Konsum de facto straffrei machte, gilt die niederländische Drogenpolitik als freizügigste in Europa.

Der Vorteil liegt für Drogenberaterin Marijke Bouts von der Mondriaan Zorggroep in Maastricht auf der Hand: „Wir können viel einfacher aufklären, wenn das Thema für die Jugendlichen nicht so spannend ist.“

Nur: Niederländische Jugendliche konsumieren nicht mehr und nicht weniger als deutsche. Die Hoffnung, der legale Verkauf weicher Drogen in den niederländischen Koffieshops werde Konsumenten von Heroin oder Kokain abhalten, hat sich ebenfalls nicht erfüllt – auch in diesem Bereich sind die Zahlen der Suchtkranken ähnlich wie in Deutschland.

Ohne Spagat kommen die Niederländer zudem nicht aus. „Die Koffieshops dürfen zwar kleine Mengen Cannabis verkaufen. Wo diese Drogen herkommen, das bleibt aber in einer Grauzone“, sagt Bouts.

Die Schweden, die mit ihrem Kampf gegen Drogen das Musterbeispiel einer repressiven Politik liefern, werden durch den internationalen Vergleich bestätigt: Noch nicht einmal jeder zwanzigste 15-jährige Schwede hat nach der WHO-Untersuchung im vergangenen Jahr Cannabis genommen. Aber derzeit wächst auch dort der Konsum aller Drogen.

Und trotz des geringen Cannabis-Konsums sterben in Schweden mehr Menschen an Rauschgift als in den Niederlanden. Professor Eckhart Kühlhorn vom Stockholmer Centre for Social Research on Alcohol and Drugs macht dafür den weit verbreiteten Amphetamin-Missbrauch verantwortlich und den Alkoholkonsum, der seit Öffnung der EU-Grenzen um 30 Prozent gestiegen sei. Auch bei den illegalen Drogen gehe die schwedische Strategie, das Angebot zu verknappen, immer weniger auf. Die Preise sinken sogar.

MICHAEL FRÖHLINGSDORF



Drogen-Café in den Niederlanden: Geschäft in der Grauzone

WILLEM TEN VELDRIJVS



MINEHAN / ULLSTEIN BILDDIENST

**Hanfparade in Berlin (2000):** „Bei keiner Droge gibt es höhere Zuwachsraten“

ten die Lehrer die Eltern, dann war nach einem halben Jahr auch dort Schluss. Die Malerlehre dauerte nur zwei Monate: „Abends hab ich mich immer zugeraucht, und morgens hätte ich um halb sechs aufstehen müssen. Da bin ich einfach nicht rausgekommen.“ Jetzt macht er gar nichts mehr – er kifft nur noch.

Die Drogenberater an der Basis registrierten den neuen Trend als Erste. Leute wie Hans Heuberger, zuständig für die Beratungsstelle Streetworker in Herrenberg bei Stuttgart. „Vor ungefähr acht bis neun Jahren“ habe er erste Anzeichen der Cannabis-Welle entdeckt, „die uns heute überrollt“. Ihm und seinen Kollegen seien immer häufiger Abhängige mit Krankheitsbildern begegnet, „die wir so nicht gekannt haben“. Theo Baumgärtner, Soziologe im Hamburger Büro für Suchtprävention, bestätigt: „Die Droge der Siebziger war Heroin, in den Achtzigern kam Kokain, in den Neunzigern Ecstasy, und in diesem Jahrzehnt ist Cannabis die Droge überhaupt.“

Nach einer Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung hat mehr als jeder vierte Jugendliche in Deutschland schon illegale Drogen genommen, fast immer Marihuana oder Haschisch. 1993 war es nur jeder sechste. „Extrem“ seien die Probleme mit jugendlichen Cannabis-Konsumenten, warnt die Bundesdrogenbeauftragte Marion Caspers-Merk. „Bei keiner Droge gibt es höhere Zuwachsraten.“

Dabei stehen die Deutschen mit dem Problem nicht allein: Die Haschwolke wabert über den ganzen Kontinent. Fast überall in Europa stieg der Cannabis-Konsum der 15- und 16-Jährigen in den vergangenen Jahren an, teils rapide. Ebenso wuchs die Zahl der Abhängigen, die um Behandlung baten, wie das Münchner Institut für Therapieforschung ermittelte.

Besondere Sorgen machen den Suchtexperten die so genannten Hardcorekiffer und -schlucker. Nach einer Untersuchung des Drug Research Centre der Universität Frankfurt hat die Hälfte aller Frankfurter Schüler schon mal Cannabis probiert, ein Fünftel konsumiert aktuell, vier Prozent der Schüler inhalieren den süßlichen Nebel sogar täglich – nach Kriterien schwedischer Drogenexperten würden sie als schwerstabhängig gelten.

Starke Kiffer fangen auch sehr früh an – 17 Prozent der Frankfurter Cannabis-Konsumenten drehen sich den ersten Joint, bevor sie 14 sind, schließlich ist der Stoff selbst für Kinder überall verfügbar. Häufig entwickeln sie dann „harte, ganz neue Konsummuster“, sagt Drogenforscher Baumgärtner. „Mit dem Zelebrieren des Joints, wie es früher war, hat das nichts mehr zu tun. Denen geht es nur noch ums Dauerbedröhntsein.“

Für die 68er war das Kiffen noch Ausdruck eines Protests gegen die Leistungsgesellschaft, ein politisches oder zumindest doch politisch gemeintes Aufbegehren und damit eine Auseinandersetzung mit der Welt. Die heutigen Konsumenten sind viel jünger und wollen vor allem eins: schnellstmöglich aus der Welt flüchten.

Der Hamburger Abiturient Amon Barth schreibt, das Kiffen sei wie „eine Maske, von der man sich verspricht, sie könne all das überdecken, was man nicht sein will. Und all das vollbringen, was man ohne sie nicht erreichen würde“ (siehe Seite 83).

Wenn solche Kiffer dann auch noch Alkohol konsumieren oder Ecstasy einwerfen, „stürzen sie schneller ab als mit Heroin“, sagt Rainer Thomasius, Leiter der Drogenambulanz am Hamburger Univer-

sitätsklinikum Eppendorf (UKE). Dauere es bei Opium-Abhängigen sieben bis acht Jahre, bevor sie sich in die Therapiestellen schleppen, tauche die neue Klientel oft schon nach drei Jahren auf. Schule abgebrochen, null Bock auf gar nichts, das Leben ein undurchdringlicher Nebel.

Die Chancenlosigkeit ist auch eine Folge technischen Fortschritts. Das Kraut für den deutschen Markt kommt heute meist aus holländischen Gewächshäusern. Beliebte ist die Sorte „Super Skunk“. Die hochgezüchteten Pflanzen werden mit Hilfe von Hochfrequenzlampen, Bewässerungscomputern und Düngemitteln produziert. Sie haben kaum noch etwas gemein mit den Balkonpflanzen der Hippies.

Damals lag der Anteil des berauschenden Wirkstoffs Tetrahydrocannabinol (THC) in der Pflanze bei 2 bis 3 Prozent. Der Durchschnittsgehalt des Stoffs, der 2003 in Hamburg sichergestellt wurde, betrug dagegen fast das Fünffache, 10,8 Prozent. Marihuana mit einem

Wirkstoffgehalt von 20 Prozent ist keine Seltenheit mehr, so Helmut Süßen, Leiter der Abteilung Straßendeal beim Hamburger Rauschgiftdezernat. Der Stoff wirke bei den Pennälern natürlich ganz anders als die Mickerpflanzen aus Papis Studentenzeit. Selbst bestes Haschisch aus Afghanistan – der in den Siebzigern berühmt-berühmte „Schwarze Afghane“ – brachte es auf maximal 8 Prozent.

Damit der Stoff schneller ins Hirn schießt, sind Wasserpfeifen („Blubber“) beliebt, bei denen der Rauch abgekühlt wird. Noch härter wirkt die Bong – eine Art großgeratene Pfeife, mit deren Hilfe konzentrierter Rauch schlagartig in die Lunge

**„Junge Leute tauchen mit brennendem Joint bei der Polizei auf, um etwas anzuzeigen.“**



**Cannabis-Abhängige Krissy (1997), Heroinsüchtige Christiane F. (Filmplakat von 1981): Neuer Typ von jugendlichen Abhängigen**

gerät. Supermärkte für Kiffer, so genannte Head Shops, bieten ein ganzes Suchtsortiment. Denn der Stoff ist illegal, nicht aber das Zubehör. Im Asia Head Shop am Berliner Alexanderplatz kann die oft minderjährige Kundschaft wählen: Bonges mit vier Mundstücken zum Gesellschaftskiffen, ein Totenschädel aus Keramik mit zwei Ansaugstutzen in den Augenhöhlen oder die daumengroße Holzpipe für 3,90 Euro, die passt in die Schultasche.

Wem das noch zu teuer ist, der bastelt sich aus einer aufgeschnittenen Plastikflasche und einem Eimer selbst eine Turbopfeife. „Eimerrauchen“ heißt das im Schülerjargon. „Die Anflutgeschwindigkeit des Wirkstoffs gibt so einen Kick, dass Konsumenten häufig einfach umkippen“, sagt Karin Wied, Ärztin und Psychotherapeutin in der Fachklinik Bokholt in Schleswig-Holstein, in der Cannabis-abhängige Kinder und Jugendliche entgiftet werden.

Wie aber soll angesichts der gesellschaftlichen Akzeptanz, die das Besorgen der Utensilien immer noch so einfach macht wie den täglichen Brötchenkauf, ein Problembewusstsein wachsen? Wie sollen Kiffer, die immer jünger einsteigen, ent-

scheiden, ob nun die Befürworter oder die Gegner von Cannabis Recht haben?

Da erklärt etwa der Gesundheitswissenschaftler Dieter Kleiber von der Freien Universität Berlin, Gutachter für die Bundesregierung, die „pharmakologischen und psychosozialen Folgen des Cannabis-Konsums“ seien nach seinen Studien „weit weniger dramatisch als bisher angenommen“. Auch die „Annahme, dass der Konsum von Cannabis dabei eine Verschlechterung der psychischen Gesundheit nach sich zieht, ließ sich nicht beweisen“.

In der Jugendkultur ist der Hanf Glaube längst etabliert. TV-Ulker Stefan Raab singt „Gebt das Hanf frei“, nach einem Zitat des grünen Bundestagsabgeordneten Christian Ströbele, der auf einer Demonstration die Freigabe beschlagnahmter Hanfpflanzen forderte.

Aber egal, ob nun die Hanfparade durch Berlin rollt oder im Film „Lammbock“ mit Jungstar Moritz Bleibtreu das Kiffen gleich die Hauptrolle spielt – die rund 15 000 jungen Menschen, die jedes Jahr wegen ihres Kiffens Hilfe suchend in Beratungsstellen kommen, werden einfach vergessen. 5000 von ihnen sind schwere Fälle: Cannabis-Wracks, die bis zu zehn Joints am Tag rauchen, wie Roland Simon vom Münchner Institut für Therapieforschung herausfand.

Die Dunkelziffer der Hilfebedürftigen sei weitaus höher, sagt Simon: „Aus Studien wissen wir, dass nur 14 Prozent der Cannabis-Abhängigen Hilfe in Anspruch nehmen.“ Für diese Abhängigen ist es auch kein Trost, dass mehr als 90 Prozent der Cannabis-Probierer und sogar die meisten regelmäßigen Kiffer ohne größere Probleme wieder von dem Kraut loskommen.

In Hamburg sorgt seit Februar der Englischlehrer Reinhard Haase von der Ida-Ehre-Gesamtschule für Aufsehen. Er kämpft auf seiner Internet-Seite für die „Legalisierung von Cannabis als Genussmittel“. Seine Dienstherrin, die parteilose Schulsenatorin Alexandra Dinges-Dierig,

hält aber schon die Debatte für schädlich, „weil sie die Droge verharmlost und zu einer tolerierten Norm macht“. Doch eine Handhabe gegen Haase gibt es nicht.

Die scheinbar unausrottbaren Cannabis-Mythen verhindern denn auch das Entstehen eines Unrechtsbewusstseins. Auf der Davidwache an der Reeperbahn, berichtet Helmut Süßen vom Hamburger Rauschgiftdezernat, würden immer wieder „junge Leute mit brennendem Joint aufkreuzen“, um etwa einen Diebstahl anzuzeigen.

Dennoch überraschte die Sozialwissenschaftler des Frankfurter Drug Research Centre, in welchem Ausmaß Jugendliche Cannabis verherrlichen. Die Schüler beurteilen das Kraut positiver als Alkohol und Tabak. Es sei vor allem „friedlich“, „inspirierend“ und „natürlich“. Ein derart „unkritischer Umgang“, beklagten die Forscher, müsse ja „zum Ausblenden möglicher Konsumrisiken“ führen.

Auch unter Drogenberatern setzt sich erst langsam die Erkenntnis durch, dass es nicht ums Aufrechnen geht – Zigaretten bringen jedes Jahr 110 000 Menschen um, Alkohol tötet 40 000 –, sondern um unterschiedliche Gefahren, etwa dass Cannabis nicht direkt tödlich ist, aber schon in jungen Jahren Lebenswege zerstört.

Die tief sitzende Verharmlosung macht eine Prävention nicht gerade einfach. Was alles probiert wird, zeigt das Beispiel Hamburg, wo

- ▶ in einigen Schulen, etwa an der Haupt- und Realschule Königstraße, die Raucherecken schon abgeschafft sind; Senatorin Dinges-Dierig will sich dafür einsetzen, das Rauchen auf allen Schulhöfen zu verbieten;
- ▶ Lehrer in Kursen lernen können, Kiffer frühzeitig zu erkennen und in Gesprächen mit den meist verstockten Cannabis-Rauchern den richtigen Ton zu treffen;
- ▶ immer häufiger zur Abschreckung die Kooperation mit der Polizei gesucht

**UMFRAGE: MARIHUANA**



„Einige Politiker fordern, dass Schulen stärker gegen Marihuana-Konsum vorgehen sollten. Für wie wichtig halten Sie das?“

wichtig / sehr wichtig

85%

weniger wichtig / unwichtig

14%



TNS Infratest für den SPIEGEL vom 22. bis 24. Juni; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: keine Angabe

# „Ganz schön geknallt“

Eine Klinik in Hannover führt abhängige Jugendliche zurück ins normale Leben. Es ist ein täglicher Kampf um den kleinen Fortschritt – mit ungewissem Ausgang.



GREGORSCHLAGER.DE

**Suchtklinik des Kinderkrankenhauses Hannover:** *Wer es hier nicht schafft, ist verloren*

Ihr Leben folgte einem einfachen Plan. „Am Wochenende habe ich gesoffen und während der Woche gekifft“, sagt Melissa, „manchmal natürlich auch beides.“ Und an ihrem Geburtstag habe es dann „ganz schön geknallt“: eine Flasche Wodka, eine halbe Flasche Bacardi, obendrauf ungezählte Biere.

Es war ihr zwölfter Geburtstag.

Sie heißt nicht Melissa, aber sie nennt sich so. Träfe man sie auf dem Schulhof und nicht hier in der Suchtklinik des Kinderkrankenhauses Hannover, hielte man sie für ein unbeschwertes Mädchen. Sie liest Pferde-Zeitschriften, sie sammelt Pferde-Bilder, sie erzählt von dem vierjährigen Hengst, der auf der Wiese nahe dem Elternhaus in der niedersächsischen Kleinstadt steht – und den sie in diesem Sommer einreiten würde.

Wäre sie nicht auf „Teen Spirit Island“, jener Klinikstation, in der ihr Zimmerfenster ein eigenes Schloss hat und der Garten einen zwei Meter hohen Zaun.

Zwölf Jugendliche leben in der Vorzeigabteilung des Krankenhauses, die Friedensreich Hundertwasser mit gestaltet und die Kanzlergattin Doris Schröder-Köpf vor fünf Jahren eingeweiht hat. Zwölf Jugendliche, die sich hierher gekifft oder gesoffen oder gesnift haben. Meistens aber alles zusammen.

Sie sind hinabgerutscht auf der steilen Treppe der Sucht, Stufe um Stufe, Schluck um Schluck, Schuss um Schuss, und „Teen Spirit Island“ ist jetzt der letzte Treppenabsatz vor dem Totalabsturz.

Wer es nicht einmal hier schafft, umsorgt von einem Team aus Ärzten, Erziehern, Sozialpädagogen, Krankenpflegern, Hauswirtschafterinnen und einem Lehrer – der ist verloren. Wer es wieder nach oben schaffen will, muss hart kämpfen. Stufe um Stufe. Treppauf zu gehen ist so viel schwieriger.



GREGORSCHLAGER.DE

**Trinkerin Melissa**  
*Zwei Flaschen Bier vorm Frühstück*

Es ist ein jahrelanger und ein täglicher Kampf, und für Melissa beginnt er heute am kleinen Teich vor der Stationstür. Die anderen werfen auf den Basketballkorb oder spielen Karten, Melissa aber kniet am Fischteich. „Algen rausholen“, das sei ihre Aufgabe, sagt sie.

Sie hat sich die Aufgabe selbst gesetzt, das ist ein erster Erfolg, und sie hält eine Viertelstunde durch, das ist der zweite. Dann wartet sie erst mal auf die nächste Zigarettenpause. Es ist die vierte an diesem Tag, um viertel nach elf.

Die Zigaretten will man hier nicht auch noch verbieten. Den Pausenplan kennen alle auswendig. 7:50 Uhr, 9:00 Uhr, 9:50 Uhr. Und dann eben 11:15 Uhr. Die letzte Zigarette wird um 21:20 Uhr ausgegeben. Nie mehr als eine. „Das nervt voll“, sagt Melissa.

Aber heute fügt sie sich, heute ist ein guter Tag, soweit man das jetzt schon sagen kann. Der letzte schlechte liegt kaum eine Woche zurück, da hat sie dermaßen gekeift und gepöbel, dass man sie für zwei Tage von den anderen trennte.

Jetzt lächelt sie wieder, sie hat auf ihre nächste Marlboro schon eine Stunde lang gewartet und vergisst dennoch nicht zu fragen: „Stört es Sie, wenn ich rauche?“

Viel zu lange hat es niemanden gestört, was sie geraucht, was sie überhaupt genommen hat. „Die erste Zigarette war im dritten Schuljahr“, sagt Melissa, „so richtig heftig wurde es dann ab dem fünften.“ Und warum das alles, warum die ein, zwei Flaschen Bier noch vorm Frühstück?

Melissa pafft einmal, zweimal. Dann sagt sie etwas von „Langeweile“ und „ausprobieren“. Eine banale und doch vielleicht die beste Erklärung.

Ausprobieren konnte sie alles lange genug, an Stoff bestand kein Mangel. Für Gras hatte sie schnell ältere Freunde und für den Alkohol die Supermärkte, Tankstellen und Kioske. Sie nahm schließlich, was sie bekommen konnte, und deshalb darf sie jetzt nicht einmal mehr unbeaufsichtigt an ihr Rasiergel.

Das liegt im Besprechungszimmer der Betreuer in einem



KLAUS MEHNER / BERLINPRESSSERVICE.DE

**Haschisch-Party in der Berliner Kommune 1 (1968): Politisches Aufbegehren gegen die Welt der Eltern**

kleinen roten Korb – Melissa würde sonst womöglich das Treibgas schnüffeln.

An der Wand hängt eine große Tafel. Sie weist Melissa den weiten Weg in die Freiheit. Erlaubt ist: ein Spaziergang mit Betreuer und die wöchentliche Kletterstunde. Noch nicht erlaubt: telefonieren, Besuch bekommen, allein einkaufen.

Das sind die Regeln. Alles andere sind Wünsche. Man kann sie in eine Kladde im Aufenthaltsraum eintragen. Melissa schreibt in ihrer runden Kinderschrift: „Wir beantragen, da so heißes Wetter ist, mal am Maschsee schwimmen zu gehen.“ Ein anderer würde gern „in die Ice Deale gehen“.

Natürlich könnten sie einfach alle abhauen, jeder ist freiwillig hier und der Zaun nur ein überwindbares Hindernis. Am einfachsten kommt man am Tor rüber, das ist bekannt. Zwei Monate Entwöhnung von den Drogen, bis zu zehn Monate Gewöhnung an ein normales Leben: Nur die wenigsten halten auf Anhieb durch.

„Ich bin schon fünfmal drübergeklettert“, sagt Melissa. Fünfmal in sechs Monaten. Jetzt ist sie wieder da. Vielleicht der letzte Versuch.

Vor kurzem hat sie ihren 13. Geburtstag gefeiert, eine ziemlich ernüchternde Erfahrung. Die Betreuer sangen „Happy Birthday“, die anderen Jugendlichen gratulierten; es gab Orangensaft, Schokolade, einen Piratenfilm, „Fluch der Karibik“, den hatte sie sich gewünscht. Es war fast wie bei einem Kindergeburtstag. „Das war schon komisch“, sagt Melissa. „So ganz ohne Freunde und ohne Alkohol.“

MARKUS VERBEET

wird. So nahmen Drogenfahnder einen dealenden Schüler mitten im Unterricht fest oder harkten als Gärtner verkleidet den Rasen, um dann demonstrativ beim Joint-Handel zuzuschlagen.

Das ist alles schon weitaus konkreter, als es die bisherigen Präventionskampagnen – darunter auch der millionenteure, aber hilflose Appell „Keine Macht den Drogen“ – jemals waren. Der Psychologe Michael Klein von der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen nennt all die Versuche „über Jahrzehnte praktizierte Irrungen und Wirrungen, die ein wahnsinniges Geld gekostet haben“.

Derzeit soll den Schülern mit „Klasse 2000“, dem größten Vorsorgeprojekt für Grundschüler der Republik, Lebenskompetenz vermittelt werden, wie es im schönsten Präventionsdeutsch heißt. Deshalb tingeln „Gesundheitsförderer“ durch die ersten Klassen und gehen mit den Kindern etwa auf imaginäre Abenteuerreisen.

Für die Experten der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen bleibt die aktuelle Prävention jedoch „ein Flickenteppich aus Feigenblättern“.

So werden auch weiterhin ratlose und entsetzte Eltern im kleinen Therapiezimmer von Udo Küstner in der Drogenambulanz des UKE sitzen und nach dem Warum fragen. Meist geben sie der Clique und falschen Freunden die Schuld an der Drogensucht des Sprösslings. Die Wahrheit, die Küstner ihnen dann sagen muss, ist schwerer zu ertragen: „Sicherlich können Jugendliche zufällig an Drogen gekommen sein. Aber sie werden nicht zufällig abhängig.“

Damit umschreibt Küstner, dass Sucht meist viele Ursachen hat, darunter etliche, die von den Eltern beeinflusst werden: die Lebensumstände der Jugendlichen, ihre Erziehung und in großem Maße auch psychische Probleme, die nicht erkannt und behandelt wurden. „Bei 80 Prozent der Patienten“, glaubt Chefarzt Martin Jung, „liegt der Sucht eine andere psychische oder soziale Störung zu Grunde.“

Selbstbewusste Jugendliche, die keine Angst vor dem Leben haben, werden selten drogenabhängig. Wer aus reiner Experimentierfreude oder Partylust kiff, verliert meist schnell den Spaß daran und wendet sich wieder seinen Interessen und Zielen zu – selbst wenn er bis

dahin zeitweise mehr oder weniger regelmäßig gehascht hat.

Experten sind sich einig, dass Sucht kein hauptsächlich körperliches Phänomen ist. UKE-Psychiater Thomasius schätzt, dass „bis zu fünf Prozent der aktuellen Cannabis-Konsumenten abhängig sind“. Viele leiden dann auch unter Entzugssymptomen wie Schlafstörungen, innerer Unruhe und Schweißausbrüchen. Vor allem aber plagt sie eine unstillbare Gier nach dem Stoff, die sie, gegen alle Vorsätze und Vernunft, wieder zugreifen lässt. Als abhängig gilt, wer trotz schädlicher Folgen nicht aufhören kann, wer immer mehr Stoff braucht, um noch eine Wirkung zu erzielen, und wer wichtige Dinge einfach vernachlässigt.

Es trifft vor allem die unsicheren oder besonders empfindsamen Kinder, die einsamen oder die unter Druck gesetzten. Die Droge bietet ihnen die Chance, ihre

**Junge Wracks werden als Kollateralschaden einer liberalen Gesellschaft in Kauf genommen.**



MICHAEL ARNING

Polizeiaktion auf einer Cannabis-Großplantage (in Hamburg): Hochgezüchtetes Kraut

Schwächen zu tarnen und dazugehören zu können. Um jeden Preis.

Die Teenies, sagt die Kindertherapeutin Gisela Beckmann-Többen, versuchten, den bohrenden Schmerz, den Depressionen, Ängste, Hyperaktivität oder Essstörungen verursachten, mit Drogen „zu lindern“. Die Flucht in den Rausch sei Ersatz für die Hilfe, die sie in oft „emotional verarmten Familien“ nicht fänden.

Deshalb werden in der Drogenambulanz der Hamburger Uni-Klinik die Eltern wenn möglich mittherapiert. Der Psychologe Thomasius („Es gibt kein seelisches Leid ohne Bindungsstörungen zu Vater und Mutter“) legt Wert darauf, die Ursachen der Sucht zu beseitigen, wenn diese erst einmal halbwegs unter Kontrolle ist.

Der familientherapeutische Ansatz ist ungewöhnlich. Oft akzeptieren Psychiatrien keine Abhängigen als Patienten – und Suchtkliniken keine psychisch Kranken. Bei jugendlichen Süchtigen aber verschwimmen diese Grenzen, und das

verhindert häufig eine umfassende Behandlung.

So landete Maximilian\*, 21, Anwaltssohn aus Hamburg-Blankenese, erst nach einer Odyssee durch mehrere Psychiatrie-Stationen in der Drogenambulanz. Der junge Mann erlebte seinen ersten Rausch mit 15 auf einem HipHop-Jam an der Schule. Er rauchte Gras aus der Bong, „zwei Köpfe“, trank dazu eine halbe Flasche Wodka. Dass er das Bewusstsein verlor – „egal“. Dass er danach zur Clique der Coolen gehörte – „das war 'ne wichtige Sache“.

Es war sogar unendlich wichtig für einen wie ihn. Weil er als Kind ein bisschen zu dick war, hatte er sich auffällig zurückgehalten, hatte im Sport lieber durch Schwänzen eine Sechs kassiert, als sich vor den Mitschülern zu blamieren. Mit zwölf hing er trüben Gedanken nach, geplagt von Selbstzweifeln, die manchmal den Wunsch weckten, sich umzubringen. Dass ihn De-

pressionen peinigten, begriff keiner in seinem Umfeld. Er selbst merkte mit 15 nur: Kiffen hilft. Es schaltete das Grübeln aus, die „Probleme waren aushaltbarer“.

Richtig bergab ging es, als er Kontakt zu einem Nachtclubbesitzer knüpfte, für den er Internet-Seiten programmierte. Bezahlt wurde er nicht mit Geld, stattdessen erhielt er Zugang zu einer neuen Welt: „Gästelisten, VIP-Bereich, umsonst trinken“. Irgendwann schnupfte er Kokain, „durch einen 500-Euro-Schein“.

Endlich keine Angst mehr, endlich dazugehören, endlich super drauf sein. Es war „der coolste Abend, den ich in meinem Leben erlebt habe“.

Als der Rausch nachließ, waren die Depressionen umso schlimmer. Maximilian kiffte dagegen an. Und gegen den lähmenden Kiffernebel kokste er. Bald lag er nur noch auf seiner Matratze.

Irgendwann sah er Figuren an der Wand tanzen. Er landete in der geschlossenen Psychiatrie. Die Therapie: Medikamente, sonst nicht viel. Nach einem Monat war er so deprimiert, dass er sich umbringen wollte. Also: eine neue Station, neue Ärzte. Und Mitpatienten, mit denen er nichts anfangen konnte. „Da waren nur Leute, die sagten, sie seien Ali Baba.“ Wieder: eine andere Klinik. Statt Gesprächen mit Therapeuten gab es „Gymnastik und ‚Malen nach Zahlen‘“. Maximilian floh bald zu Gras und Koks zurück.

Erst dann kam er zu Thomasius. Seit zwei Monaten ist er clean. Er nimmt ein Antidepressivum. Er macht eine Lehre. Er geht schon wieder aus – ohne Drogen.

Aber vorbei ist es noch lange nicht: Bald wird er wieder für mindestens ein halbes Jahr in die Psychiatrie gehen. Aufholen, was er in sechs Jahren verpasst hat. „Ich muss erwachsenes Verhalten lernen“, sagt er. „Ich bin immer noch ein Kind, das schnell an den Lolli will.“

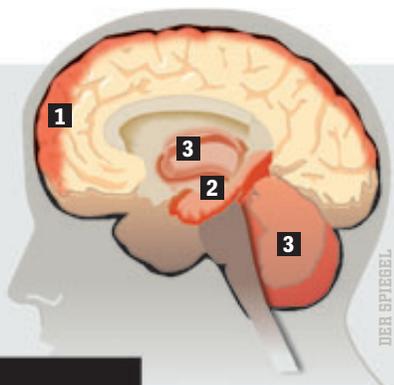
Dass die minderjährigen Cannabis-Wracks als Kollateralschäden einer liberalen Gesellschaft in Kauf genommen werden müssen, wollen immer weniger Experten akzeptieren. Erklärtes Ziel aller müsse es sein, sagt Fachmann Baumgärtner, „den Einstieg in die Droge hinauszuzögern. Im Grunde zählt jedes gewonnene halbe Jahr“. Dies gelte besonders für das Tabakrauchen, das Experten für die Einstiegsdroge schlechthin halten: Nach einer Studie Baumgärtners, die in dieser Woche veröffentlicht wird, kiffen unter Schülern nur 2 Prozent der Nichtraucher, aber 38,4 Prozent der regelmäßigen Raucher. Deshalb gelten Anti-Rauch-Kampagnen auch als Cannabis-Prävention.

Ein jugendliches Gehirn, das sehr früh mit Rauschmitteln bombardiert werde, so die Erkenntnis, werde regelrecht auf Sucht programmiert. Je später also Kinder eine Droge ausprobieren, umso größer ist die Chance, ohne Sucht davonzukommen. Ob Jugendliche den ersten Joint „mit 15 oder

## Starke Reize

Wo wirkt THC im Gehirn?

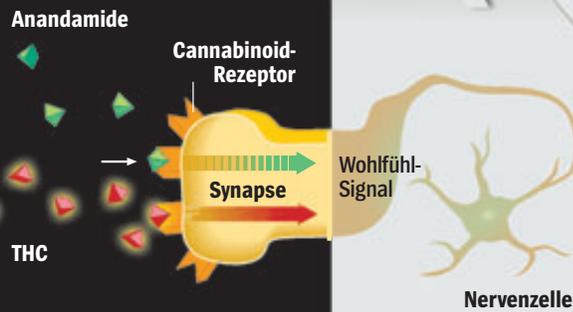
- 1 Hirnrinde, besonders Stirnhirn** Sinneswahrnehmung, Sprache, Motorik
- 2 Hippocampus** Gefühle, Kurzzeitgedächtnis
- 3 Kleinhirn, Basalganglien** Koordination, Bewegungsabläufe, Schmerz



DER SPIEGEL

## Neurotransmitter

sind körpereigene Botenstoffe. Sie dienen der Reizübertragung an den Synapsen zwischen den Nervenzellen. Der Neurotransmitter Anandamid dockt an die Rezeptoren an und löst im Hirn angenehme Gefühle aus. Das THC ist dem Anandamid ähnlich und entfaltet an denselben Rezeptoren eine wesentlich intensivere Wirkung.





GREGORSCHLAGER.DE

**Entzugspatientin Samantha:** *Als das Taschengeld nicht reichte, raubte sie Handys*



GREGORSCHLAGER.DE

**Psychiater Thomasius, Patienten in der Hamburger Uni-Klinik:** *Therapie auch für Eltern*

18 Jahren rauchen, ist sogar ein gewaltiger Unterschied“, sagt Thomasius.

Er möchte die „Hasch ist harmlos“-Front mit wissenschaftlichen Analysen aufweichen. Ecstasy, das steht inzwischen fest, schädigt die Synapsen des Gehirns dauerhaft. Selbst fünf Jahre nach der letzten Pille ist das Denken immer noch behindert. Wie das beim heutigen Power-Marihuana sei, sagt Thomasius, „weiß man schlicht noch nicht“. Deshalb will er erforschen, ob auch bei notorischen Kiffern die Hirnmasse sichtbar beschädigt wird.

Erste Ergebnisse aus Tierversuchen lassen zumindest für Gehirne von Pubertierenden das Schlimmste befürchten. Bremer Forscher spritzten jugendlichen und erwachsenen Ratten täglich den Wirkstoff THC, etwa so viel, wie ein Joint enthält. Die erwachsenen Tiere verhielten sich normal, die pubertären waren unaufmerksam und antriebslos – Verhaltensweisen, die auch Menschen mit Wahnideen zeigen. Die Jungtatten wurden erst wieder normal, als sie ein Neuroleptikum bekamen. Eine

Medikamentengruppe, die bei Schizophrenie eingesetzt wird.

Der Versuch bestätigt jene Wissenschaftler, die schon heute Cannabis-Konsumenten vor den verheerendsten Folgen warnen, die denkbar sind. 10 bis 20 Prozent der regelmäßigen Konsumenten leiden unter Psychosen“, schätzt Professor Martin Hambrecht von der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie am Krankenhaus Elisabethenstift in Darmstadt.

Bei Psychosen treten Wahnvorstellungen auf, erst Wochen nach dem Konsum und manchmal monatelang. Sie können wiederkommen, das ganze Leben lang. Als gesichert gilt: Wer in der Jugend viel Haschisch oder Marihuana raucht, hat eine mindestens doppelt so hohe Chance, später an Schizophrenie zu erkranken. Noch wird darum gestritten, was Ursache und was Wirkung ist. Greifen psychisch Kranke zu Cannabis, um unbewusst erste Symptome ihres Leidens zu bekämpfen? Oder verursacht das Kraut erst die Krankheit? Eine kürzlich in England erschienene Studie des King's College London kommt zu dem Ergebnis, dass acht Prozent aller Schizophrenien durch Cannabis-Konsum ausbrechen.

Ungefähr tausend Menschen, die sonst gesund geblieben wären, erkrankten jedes Jahr an der unheimlichen Krankheit, weil sie kiffen, rechnet Forscher Hambrecht diese Zahlen auf Deutschland um. Tausend Menschen, die kaum mehr ein normales Leben führen können. Zehn Prozent der Erkrankten, so die Statistik, begingen Suizid.

Die Jugendlichen setzten „ihre ganze Existenz aufs Spiel“, sagt der Schleswiger Kinderpsychiater Martin Jung, und „unglücklicherweise kann man nicht vorher-sagen, wen es trifft“. 30 Betten seiner Abteilung sind ständig mit psychotischen Kindern belegt. Manche würden ihre eigene Mutter für ein Monster halten, andere glauben, dass der Fernseher ihnen Befehle gegeben habe. Bei vielen sieht Jung auch „ein erhöhtes Risiko, sich vor einen Zug zu werfen, von einer Brücke oder aus dem Fenster zu springen“.

Wie quälend solche Wahnvorstellungen sind, weiß eine Mutter aus Hamburg-Blankenese, die unter dem Pseudonym Lisa Lindberg ein Ratgeber-Buch für Eltern geschrieben hat, das auch die Leidensgeschichte ihrer Tochter Krissy erzählt\*.

Wer in Deutschland vor Cannabis warne, sagt die Autorin, gelte schnell als „Spießer, der seinen Kindern die schöne Droge nicht gönnt“. Auch sie selbst habe wie viele andere Eltern in ihrer Jugend Cannabis probiert und deshalb gegenüber ihrer kiffenden Tochter nachsichtig reagiert. Inzwischen habe sie ihre Einstellung geändert. „Eltern glauben, sie seien verständnisvoll und gingen mit der Zeit, wenn sie Kiffen erlauben. In Wahrheit aber nehmen sie ihren Kindern die Orientierung.“

Gern, sagt Lisa Lindberg, hätte sie ihrer Tochter das Martyrium erspart. Das blonde Mädchen hatte drei Jahre beinahe täglich gekiffert. Dann kamen die Wahnvorstellungen: Sie glaubte, in ihrem Kopf würden Spinnen herumkrabbeln.

Wochenlang verließ sie nicht das Bett, manchmal schrie sie vor Angst. Weil sie die imaginären Spinnen austrocknen wollte, aß und trank sie kaum noch und magerte bis auf die Knochen ab.

Krissys Therapeutin habe sie beruhigt, das sei normal, erzählt die Mutter. Erst als sie Angst um das Leben ihrer Tochter bekam, wandte sie sich an einen Psychiater. Der behandelte Krissy mit Medikamenten, langsam ging es ihr besser. Aber die Wahnvorstellungen und die Angst nahmen die Schülerin weiterhin so mit, dass sie drei Jahre lang die Villa ihrer Eltern nur verließ, um zur Therapie zu gehen und einmal am Tag zum Joggen.

Jetzt ist Krissy 24 und wohnt noch zu Hause. Gerade hat sie ihr Abitur geschafft. Ein großer Erfolg. Die ersten Klassenkameraden von früher feiern schon Erfolge im Beruf.

RAINER LEURS, CORDULA MEYER,  
CONNY NEUMANN, CAROLINE SCHMIDT,  
ANDREAS ULRICH

\* Lisa Lindberg: „Wenn ohne Joint nichts läuft“. Walter Verlag, Düsseldorf; 160 Seiten; 14,90 Euro.